

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 75 (1995)
Heft: 10

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wolfgang Marx,
geboren 1943, studierte
Psychologie in Kiel und
München. Nach der
Diplomprüfung war er
zunächst als Verwalter
einer Assistentenstelle,
nach der Promotion als
wissenschaftlicher
Assistent am Institut für
Psychologie der Ludwig-
Maximilians-Universität
in München tätig. 1978
erfolgte seine Habili-
tation. Von 1980 bis
1994 war er Professor
für Psychologie an die-
sem Institut. Seit 1994
ist er Ordinarius für
Allgemeine Psychologie
an der Universität
Zürich.

Der hier abgedruckte
Text ist eine leicht
modifizierte Fassung
der Antrittsvorlesung,
die Wolfgang Marx zu
Beginn dieses Jahres
an der Universität
Zürich gehalten hat.

DER LIEBE UND DES STROMES STÖSSE

Ein Versuch, 100 Jahre Gefühlspsychologie in eine Nussschale zu packen

In einem für die sechziger Jahre so typischen Comic-Album gibt es eine Szene, in der die nur wenig bedeckte Barbarella ihrem Bettgenossen, dem Roboter Viktor, Stil zugesteht. Die von feinem Understatement getragene Antwort der offensichtlich auch Liebes-Maschine hat das Zeug, zu einem klassischen Zitat zu werden: «Madame sind zu gütig ... Ich kenne meine Fehler... Meinen Impulsen hafet immer etwas Mechanisches an!»

Diese Aussage ist tiefergründig, als es der Kontext vermuten lässt, in dem sie gemacht wurde, stellt sie doch eines der Axiome der kybernetischen Systemtheorie in Frage, der Viktor selber die Möglichkeit seiner Existenz verdankt. Schon Aristoteles postulierte, dass die Natur der Form entscheidender sei als die des Stoffes, und noch heute geht die Naturforschung davon aus, dass organische und technische Strukturen, da nach den gleichen Prinzipien entworfen, auch den gleichen Gesetzen unterliegen.

Diese frohe Botschaft des goldenen Zeitalters der Kybernetik, die besagt, dass für eine umfassende Beschreibung der Funktion eines Systems die materielle Basis desselben eine durchaus zu vernachlässigende Grösse sei, hat ihre Wirkung auch auf die Psychologie nicht verfehlt; die Hochblüte der kognitiven Psychologie ist Beleg dafür. Mag zwar der goldene Glanz mittlerweile einer Phase der eher silbernen Latinität gewichen sein (nur Böswillige sprechen von Küchenlatein!), so hat sich doch das Informationsverarbeitungsparadigma als äußerst erfolgreich erwiesen, vielleicht sogar ein wenig zu erfolgreich, und damit wären wir wieder bei Viktors mechanischen Impulsen angelangt und bei der Frage, ob Androiden von elektrischen Freuden träumen.

Sicher gibt es eine lange Reihe von Fragestellungen, bei deren Behandlung es letzt-

lich unerheblich ist, ob das analysierte System aus Silikon und Kupferdraht besteht oder aus Eiweissmolekülen, aber es gibt meines Erachtens eben auch Aspekte, bei denen dieses durchaus von Bedeutung ist. Wir haben uns in der Psychologie allzu sehr daran gewöhnt, allein in Software-Kategorien zu denken und somit die zumindest relative Bedeutung der Hardware für das Mensch-Sein zu unterschätzen. Für die Psychologie der Emotionen beispielsweise ist es nicht nebensächlich, dass Menschen aus Fleisch und Blut gemacht sind; denn unsere Gefühle kommen nicht aus dem Kopf allein, obwohl sie zweifellos durch den Kopf überformt und modifiziert werden, sie reflektieren vielmehr den psychophysischen Gesamtzustand des Organismus. Emotionen haben daher manches mit den Materialeigenschaften dieses speziellen Systems zu tun – und mit der Tatsache, dass es beispielsweise ein Herz hat, Haut, Haare und Schweißdrüsen; denn nicht nur die Liebe, auch die Angst geht durch den Magen. Gefühle zu haben ist daher in gewisser Weise weitaus mehr «spezifisch menschlich», als das kleine Einmaleins zu beherrschen.

Natürlich will ich jetzt Viktor keineswegs Gefühllosigkeit unterstellen. Es mag durchaus sein, dass sich heiss gewordene Dioden, klemmende Scharniere oder schwächer werdende Akkumulatoren in seinem subjektiven Erleben widerspiegeln,

wenn immer er über ein solches verfügt; ich denke aber, dass es sich in jedem Falle anders anfühlt, in Kunststoffen und Metallen zu existieren als in Muskeln und Bindegewebe. Das sind übrigens keineswegs neue Einsichten, sondern bestenfalls Erinnerungen an die Anfänge einer wissenschaftlichen Gefühlspsychologie, die unzertrennlich mit den Namen James und Lange verbunden sind.

Feuchte Hände

Bis dato hatte eine «naive» Prozesstheorie der Emotionen die allgemein akzeptierte Position vertreten, das erlebte Gefühl sei das primäre Phänomen, das nachfolgende körperliche Begleiterscheinungen erst auslöse. Wir weinen also, das weiss doch jeder, weil wir traurig sind, spüren das Herz höher schlagen vor Freude. James und Lange nun versuchen, diese gewissermassen idealistische Position vom Kopf auf die Füsse zu stellen (eine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitverbreitete Geistesübung). Gefühle sind in ihrer Theorie nur Widerspiegelungen des physischen Zustandes des Organismus. Diese materialistische These lässt sich zuspielen auf das berühmte Paradoxon: Wir sind traurig, weil wir weinen. Das hakt sich fest im Kopf, geht es doch entschieden gegen den Strich damaliger und auch heute noch weitverbreiteter Denkgewohnheiten. In moderne Terminologie gefasst bedeutet das, Gefühle sind ein reines Hardware-Problem. Das blieb jedoch nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit.

Da viele Vorgänge in der Peripherie des Körpers relativ langsam und mit gewissen Verzögerungen ablaufen, vor allem solche, die durch das autonome Nervensystem gesteuert werden, kommt es vor, dass sich Gefühle sehr viel schneller im Bewusstsein manifestieren, als sie es in ihrer Eigenschaft als Epiphänomene peripherer Prozesse eigentlich dürften. Ferner erscheint es schwer verständlich, wie aufgrund dieser relativ langsam und wenig differenzierten Vorgänge die enorme Fülle erlebter Gefühlsqualitäten, die uns die Phänomenologen, allen voran *Philipp Lersch*, beschrieben haben, abgeleitet werden soll.

In dieser Phase der Diskussion schlug *Cannon* vor, eine dritte Instanz ins Spiel zu bringen, die sowohl für die Ereignisse in

Gefühle sind
in ihrer Theorie
nur Wider-
spiegelungen
des physischen
Zustandes des
Organismus.

der Peripherie als auch für die im Bewusstsein verantwortlich sein könnte. In seiner Theorie werden Körpererregungen und Gefühlserlebnisse gleichermaßen zu Epiphänomenen der Aktivierung bestimmter Zentren im Hypothalamus erklärt. Tränen und Trauer werden damit zu Ereignissen in zwei Universen, die nicht in Wechselwirkung stehen, sondern sich nur infolge einer prästabilisierten Harmonie in teilweise parallelen Bahnen bewegen. Damit entfällt zwar die Notwendigkeit exakt abgestimmter Zeitverhältnisse der Vorgänge in beiden Bereichen, die Vielfalt der erlebten Qualitäten jedoch bleibt unerklärt, und – was gravierender ist – das Modell paralleler Universen steht im Widerspruch zu allen phänomenologischen Analysen des Gefühlserlebens.

Mag man bestreiten, dass Gefühle nichts weiter als eine Widerspiegelung peripherer Körperreaktionen seien, unbestreitbar aber bleibt, dass solche Ereignisse im Bewusstsein manifest werden und das Gefühlserlebnis unverwechselbar einfärben können. Das wussten Schriftsteller und Philosophen lange schon vor jeder wissenschaftlichen Psychologie. Keine Beschreibung der Furcht, in der nicht auch vom Zittern die Rede ist, von feuchten Händen, Zähneklappern und Ziehen in der Magengrube. (Der Volksmund weiss noch drastischere Details...) Die Rückmeldung körperlicher Vorgänge ist zumindest eine konstituierende Komponente des erlebten Gefühls.

Mit dieser Idee betreten die Herren *Schachter* und *Singer* die Bühne und mit dem erklärten Ziel, uns zu zeigen, wie aus unspezifischen und wenig differenzierten Erregungen die grosse Vielfalt erlebter Gefühlsqualitäten abgeleitet werden kann. Dazu bedarf es neben der Wahrnehmung der Körpervorgänge noch einer zweiten Komponente, nämlich einer kognitiven Interpretation dieser Vorgänge. Das Herz schlägt schneller genauso bei der intimen Nähe eines attraktiven Partners wie bei der Verwicklung in einen Beinahe-Zusammstoß an einer Strassenkreuzung. Wenn wir uns im nachhinein Rechenschaft über unser Erleben in diesen Situationen geben, werden wir im ersten Fall eher von Freude sprechen, auch von Liebe, im zweiten aber eher von Ärger oder Furcht. Was wir erleben, hängt also nicht allein von der kör-

Die Grundannahme ist, dass Körpervorgänge nicht direkt im Erleben reflektiert werden, sondern nur über den Umweg eines kognitiven Verarbeitungsprozesses Zugang zum Bewusstsein haben.

perlichen Erregung ab, sondern wesentlich auch von der Ursache der Erregung.

Die Feststellung dieser Ursache setzt eine Analyse der Situation voraus, einen Urteilsprozess also, der zur Zuschreibung eines Etiketts führt, einer Wortmarke, die den je konkreten Vorfall einordnet in eine Reihe von Standardfällen von Hass, Liebe, Eifersucht oder Neid. In dieser Sichtweise sind Gefühlsbegriffe so etwas wie Klassifikationsschemata von Situationen. Auch dieser Aspekt schlägt sich in phänomenologischen Analysen immer wieder deutlich nieder. In der grossangelegten Phänomenologie der Gefühle von Lersch, dem bis auf den heutigen Tag wohl ehrgeizigsten Projekt in dieser Richtung, werden beispielsweise Unterscheidungen feinerer Nuancen des Erlebens gelegentlich allein durch Hinweise auf den situativen Kontext bzw. auf Sprachregelungen eingeführt.

So einleuchtend das Zwei-Komponenten-Modell von Schacter und Singer in mancher Hinsicht auch erscheint, bleibt doch in seinem Rahmen das bereits von Cannon aufgeworfene Problem der Zeitverhältnisse ungelöst. Wenn man von einem logischen und temporalen Primat der Körpervorgänge bei der Gefühlsgenese ausgeht, hat man die Schwierigkeit, zu erklären, wieso Gefühlserlebnisse im Bewusstsein schneller manifest werden können, als sich die Prozesse in der Peripherie überhaupt voll entwickelt haben, die diese Gefühlserlebnisse ja erst auslösen sollen. Vor allem autonome Reaktionen weisen gelegentlich Latenzzeiten bis zu ein und zwei Sekunden auf.

Was liegt jetzt näher, als das logische und temporale Primat wieder vom Bauch in den Kopf zu verlegen und Gefühle aufzufassen als direkte Folge einer kognitiven Interpretation der Situation, wobei physiologische Aktivierungsprozesse allenfalls noch eine sekundäre Rolle spielen? Mit der Vertretung derartiger Positionen haben uns die diversen kognitivistischen Theorieansätze nach hundert Jahren Gefühlspsychologie wieder an den Ausgangspunkt vor James und Lange zurückgeführt, eine für psychologische Theorieentwicklungen gar nicht einmal so untypische Kreisbewegung. Dass derartige Modellvorstellungen in einer kognitivistisch dominierten Phase der Psychologie reüssieren, ist nicht weiter verwunderlich, weitaus verwunderlicher

wäre es gewesen, wenn man nicht versucht hätte, auch diese Grundfunktion menschlichen Erlebens letztlich auf kognitive Prozesse zurückzuführen, wobei Vorgänge in der Peripherie allenfalls durch eine sekundäre Rückkoppelungsschleife in diese Prozesse eingespeist werden – wenn überhaupt.

Die implizite Grundannahme derartiger Argumentationen ist, dass Körpervorgänge nicht direkt im Erleben reflektiert werden, sondern nur über den Umweg eines kognitiven Verarbeitungsprozesses Zugang zum Bewusstsein haben. Nun ist es sicher denkbar, aber keineswegs denknotwendig, dass nur kortikale Prozesse bewusstseinsfähig sind. Es erscheint mir nicht minder vorstellbar, dass Gefühlerlebnisse nicht allein Ergebnis vorhergehender kognitiver Aktivitäten sind, sondern dass sie primär Phänomene *sui generis* darstellen, die den kognitiven Aktivitäten möglicherweise sogar vorausgehen, von denen sie in der Folge dann modifiziert und gewissermassen angereichert werden. Ich teile also in diesem Punkte die Position von Zajonc, der betont hat, dass sich Emotionen aus einem entwicklungsgeschichtlich älteren, parallel und teilweise von kognitiven Mechanismen unabhängig arbeitenden System ableiten, würde allerdings an dieser Stelle gerne auf den Begriff «System» verzichten, da er gleich wieder auf eine Art in die Denkweise des Informationsverarbeitungsparadigmas zurückführt, die es meines Erachtens gerade zu überwinden gilt, um den komplexen Vorgängen der Emotionsgenese voll gerecht zu werden.

Möglichkeiten des Erlebens

Meine Theorie besagt nun, dass Gefühle als Möglichkeiten des Erlebens immer schon im Bewusstsein angelegt sind. Zwischen den Polen des Angenehmen und Unangenehmen, der stärkeren und der schwächeren Erregung befindet sich das Bewusstsein ständig in qualitativ getönten Zuständen. Dabei handelt es sich in der Regel um Hintergrundphänomene, die nicht im Fokus der Aufmerksamkeit liegen. Lersch spricht in diesem Zusammenhang von stationären Gestimmtheiten, in denen sich der psychophysische Gesamtzustand eines Menschen permanent

widerspiegelt. Dieser Gedanke impliziert die theoretische Vorstellung, dass Stimmungen nicht Ergebnis der Aktivitäten konkreter Rezeptoren und Informationsverarbeitungsmechanismen sind, sondern dass sich der Gesamtzustand des Organismus (zum Beispiel in Form eines Behagens) direkt in der qualitativen Tönung des Bewusstseins niederschlägt. Stimmungen sind also, wie das Bewusstsein selber, nicht an einzeln zu definierende Mechanismen gebunden, sondern Folgen der Aktivität des Gesamtsystems. Da wir keine Rezeptoren für den Gesamtzustand des Organismus besitzen, liegt möglicherweise gerade darin, diesen anzusehen, eine Funktion von Stimmungen und Gefühlen im psychophysischen Haushalt.

Im folgenden sind nun von den relativ gleichförmigen und längerandauernden Stimmungen die Gefühle als relativ kurzfristige, sich dynamisch entwickelnde Phänomene abzugrenzen. Im Gegensatz zu den Stimmungen werden Gefühle durch einen konkreten Anlass ausgelöst, in der Regel durch die Wahrnehmung einer bestimmten Situation; es können aber auch interne Vorgänge wie Vorstellungen oder Erinnerungen zu Auslösern von Gefühlen werden. Eingebildete Gefahren können Ängste hervorrufen, vermutete Untreue den Eifersüchtigen plagen, Erinnerungen an Missgeschicke den Ärger neu beleben. Da Gefühle jedoch keine On-Off-Phänomene sind, muss, bevor wir von Ärger reden können oder von Eifersucht, zuvor in Kopf und Bauch noch einiges passieren. Die im folgenden zu skizzierende Prozesstheorie der Gefühle lehnt sich zunächst, für jeden Kundigen leicht erkennbar, an die in mancher Hinsicht sehr soliden Überlegungen von Schachter und Singer an. Hauptpunkt der Übernahme ist die Idee, dass komplexe Urteilsprozesse, die zu konkreten Etikettierungen führen, erst zu einem späteren Zeitpunkt einsetzen, und zwar angeregt von vorhergehenden qualitativen Veränderungen der Tönung des Bewusstseins und Vorgängen in der Körperformperipherie. Diese erzeugen, wenn sie gewisse Schwellenwerte überschreiten, einen Interpretationsbedarf, der zur Auslösung höherer kognitiver Prozesse führt, in deren Verlauf aus zunächst noch wenig spezifischer Unlust und Erregung ein als solches

identifizierbares Gefühl beispielsweise des Ärgers wird.

Wie gesagt, das klingt nach Schachter und Singer, unterscheidet sich aber doch in den Grundannahmen fundamental. Bewusstes Erleben steht nämlich hier nicht am Ende der Emotionsgenese, sondern am Anfang, auch wenn dieses bewusste Erleben in den Anfangsstadien vielleicht den Namen Gefühl (im Vollsinne dieses Wortes) noch nicht ganz verdient. Grundsätzliche Unterschiede bestehen aber auch zu kognitivistischen Theorieansätzen, die im Rahmen ihrer systemtheoretischen Überlegungen Gefühle immer nur als Output-Phänomene denken können. Gefühle aber sind im Rahmen der hier favorisierten Theorie, wie das Bewusstsein selber, nicht an die Aktivität bestimmter, klar abgrenzbarer Mechanismen gebunden, sondern Ergebnis der Aktivität des gesamten Systems. Bewusstsein ist, um das noch einmal zu betonen, kein Output-Phänomen, Gefühle als je besondere qualitative Zustände des bewussten Erlebens sind es auch nicht.

Notwendigkeit einer Prozesstheorie

Da die Systemtheorie bisher keine Terminologie für den Umgang mit derartigen Phänomenen entwickelt hat, erscheint es notwendig, die Angelegenheit im Rahmen älterer Begriffe weiterzuverhandeln. Dafür scheint das Konzept der Aktualgenese geeignet zu sein, das im Rahmen der Gestaltpsychologie entwickelt wurde. Ich habe im Verlaufe der Argumentation tatsächlich bereits mehrfach Vorgriffe auf dieses Konzept gemacht, zum Beispiel in Form der Feststellung, Gefühle seien keine On-Off-Phänomene. Dieses jedoch gilt, so lehrt uns die gestaltpsychologische Analyse, für die meisten psychischen Prozesse. Wahrnehmungen, Erkennensleistungen, Problemlöseprozesse verlaufen von ersten, noch vagen und unspezifischen Anfängen, «Gestaltkeime» genannt, über sich allmählich weiter ausdifferenzierende Zwischenstadien zu prägnanten Endzuständen.

Wahrnehmungen,
Erkennens-
leistungen,
Problemlöse-
prozesse ver-
laufen von ersten,
noch vagen
und unspezi-
fischen Anfängen,
«Gestaltkeime»
genannt, über
sich allmählich
weiter ausdiffe-
renzierende
Zwischenstadien
zu prägnanten
Endzuständen.

meine Vorstellungen zu einer Prozesstheorie der Gefühle zu transportieren.

Ausgangspunkt eines Gefühls, und damit möchte ich an vorhergehende Ausführungen wieder anknüpfen, ist stets ein äusserer oder innerer Anlass. Das kann die Wahrnehmung einer gegenwärtigen Situation genauso sein wie die Erinnerung einer vergangenen oder die Vorstellung einer zukünftigen. Solche Ereignisse werden, wie alles, was sich im Bewusstsein manifestiert, immer schon in der Qualität des Angenehmen oder Unangenehmen erlebt. Die Lust-Unlust-Dimension ist somit eine von vornherein gegebene Qualität jeden bewussten Erlebens. Die Entwicklung eines Gefühls im Bewusstsein beginnt mit einer zunächst eher flüchtigen, unspezifischen und wenig differenzierten Gefühlsstörung, dem Gestaltkeim im Sinne der Aktualgenese. Dass es so beginnt und in vielen Fällen auch schon wieder endet, ohne den Fokus der Aufmerksamkeit je erreicht zu haben, scheint eine die gesamte abendländische philosophische Diskussion von Aristoteles bis Nietzsche durchziehende Position zu bestätigen, die davon ausgeht, Gefühle seien letztendlich nichts anderes als Lust- oder Unlusterlebnisse. Das ist zwar in gewisser Weise auch richtig, aber noch lange nicht die ganze Geschichte.

Mimik und viszrale Reaktionen

Ereignisse, die den Zustand des Bewusstseins qualitativ verändern, pflegen in der Regel auch physiologische Veränderungen in der Körperperipherie hervorzurufen, sei es in Form von (vorwiegend) mimischen Ausdruckserscheinungen, sei es in Form von durch das autonome Nervensystem gesteuerten viszeralen Reaktionen. Mich hier jetzt an Überlegungen von Cannon anlehnd, halte ich diese beiden Ereignisreihen für, zumindest im Anfangsstadium, voneinander unabhängige Vorgänge. Obwohl viele der peripheren Prozesse wegen der bekannten Latenzzeiten gegenüber den erlebten Gefühlen mit einer gewissen Verzögerung einsetzen, macht es meines Erachtens wenig Sinn, sie als blosse Epiphänomene von Bewusstseinsvorgängen zu betrachten. Reagieren doch bereits Neugeborene in ihren ersten Lebensstunden auf angenehme und unangenehme Ge-

schmacks- und Geruchsreize mit entsprechender Mimik, ja sogar ein kortexlos Geborenes zeigt Ausdruckserscheinungen. Diese lassen sich wohl kaum auf vorhergehende Bewusstseinsprozesse zurückführen, so wenig wie die Emotionen, die sich in Ausdruckserscheinungen und Körperforgängen höherer und niederer Tiere manifestieren.

Dennoch – und an dieser Stelle trenne ich mich jetzt von den Annahmen Cannons – halte ich es nach allem, was wir aus phänomenologischen Analysen des Gefühls wissen, nicht für sinnvoll, an zwei parallele Ereignisreihen zu denken, die in keinerlei Interaktion eintreten können. Im Gegenteil, ich denke, dass gerade aus einer solchen Interaktion weitere Schritte der Aktualgenese des Gefühls folgen. Zum einen wird die Intensität der Körperreaktionen als erlebte Erregung bzw. Aktivierung manifest, wodurch das Gefühlerleben eine zweite Dimension erhält, die wie die Lust-Unlust-Dimension bei Skaliierungsversuchen regelmässig nachgewiesen wird. Zum anderen mischt sich in das Erleben die Qualität des Körperlichen direkt ein, was dazu führt, dass starken Gefühlen im fortgeschrittenen Stadium immer ein Beigeschmack des Leiblichen anhaftet. Ob dieses «Körper-Aroma» eine eigene Dimension des Gefühls darstellt, ist eine meines Wissens erst noch zu untersuchende Frage. Dass die bisher vorliegenden Dimensionsanalysen (zugegebenermassen einschliesslich meiner eigenen) diesen Punkt praktisch völlig vernachlässigt haben, mag zu den Merkwürdigkeiten unserer christlich-abendländischen Kultur gehören, in der man, wie Huxley sich beklagt hat, schon fast als Zyniker, gar Pornograph gilt, wenn man von Gefühlen auf die diese begleitenden körperlichen Vorgänge zu sprechen kommt.

Ob der Prozess der Gefühlsentstehung sich bis hierher in zwei oder schon in drei Dimensionen entfaltet hat, mag also vorerst noch dahingestellt bleiben, sicher ist jedenfalls, dass er spätestens an dieser Stelle aufhört, ein reines Naturprodukt zu sein, es sei denn, er hört an dieser Stelle überhaupt auf, sich weiter zu entwickeln, sei es, weil andere Ereignisse im Bewusstsein vorrangig werden, sei es, weil diesem Prozess aus internen Gründen die Aufmerksamkeit mehr oder weniger absicht-

Bereits Neugeborene in ihren ersten Lebensstunden reagieren auf angenehme und unangenehme Geschmacks- und Geruchsreize mit entsprechender Mimik.

lich entzogen wird, wodurch das Gefühl gewissermassen abgeblockt wird. Gefühle in diesem Stadium der Entwicklung sind noch relativ diffus und schwer beschreibbar, was nicht an der meines Erachtens fälschlich so oft beklagten Unzulänglichkeit der Sprache liegt, sondern einfach daran, dass die kognitiven Verarbeitungsschritte, die zu sprachlichen Etikettierungen führen, zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht stattgefunden haben, sondern erst durch präkognitive Vorgänge im Bewusstsein und in der Körperperipherie ausgelöst werden.

Erst in dieser nun folgenden kognitiven Phase der Emotionsgenese setzen die Prozesse ein, die von Schachter und Singer bis hin zu *Lazarus* als Urteilsprozesse, Kausalattributionen oder sekundäre Bewertungen beschrieben worden sind. Diese Art von kognitiven Prozessen produziert keine Emotionen, sondern modifiziert sie. Da erst an dieser Stelle komplexere Analysen der Situation möglich sind, erscheint es mir wahrscheinlich, dass auch erst in diesem Stadium die soziale Dimension der Gefühle ins Spiel kommt, die bei Dimensionsanalysen als wenig dominante nur mit einiger experimenteller Raffinesse nachgewiesen werden kann.

Sprache als Vehikel von Gefühlen

Mit der kognitiven Phase der Emotionsgenese beginnen allgemeine Kultur- und persönliche Lerngeschichte wirksam zu werden. Alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft haben nicht nur einen mehr oder weniger umfangreichen Schatz von Gefühlsbegriffen zu lernen, sondern auch und wesentlich eine Klassifikation von (meist sozialen) Situationen, in denen die entsprechenden Emotionen zugelassen sind oder gar erwartet werden. In diesem Repertoire möglicher und erlaubter Gefühle gibt es Differenzen sowohl zwischen verschiedenen Kulturen als auch zwischen historischen Epochen derselben Kultur, was allein schon durch das Studium der Romane dieser Epochen auf amüsante Weise nachvollzogen werden kann.

Ungenaehr in diesem Stadium der Gefühlsgenese beginnt die Psychologie die Zuständigkeit für die weitere Beschreibung des Prozesses zu verlieren; denn die

.....

*Mit der
kognitiven
Phase der
Emotionsgenese
beginnen all-
gemeine Kultur-
und persönliche
Lerngeschichte
wirksam
zu werden.*

.....

Wissenschaft kann sich immer nur mit dem Allgemeinen befassen. Zwar beginnt ein Gefühl immer als etwas wenig Spezifisches und Allgemeines, wird aber durch die Folgeprozesse in Körper und Kopf je länger, desto mehr zu einem einmaligen Ereignis. Die Beschreibung dieses komplizierten Ereignisses kann sich nicht erschöpfen in Dimensionsanalysen und Klassifikationen von Standardsituationen wie Eifersucht, Neid oder Freude; denn über dieses Allgemeine hinaus entwickelt sich der Prozess durch das Einbeziehen der je spezifischen und ganz persönlichen Lebens- und Gefühlserfahrungen und der je besonderen und einmaligen Gegebenheiten der konkreten Situation am Ende immer mehr zu einem unverwechselbaren und unwiederholbaren Erlebnis. An dieser Stelle erschöpft sich das Handwerk des Klassifizierens und Benennens und die Kunst des Beschreibens beginnt; Psychologie geht über in Literatur. Die Grenzlinie zwischen beiden Bereichen ist nicht immer ganz einfach zu ziehen. Man kann sich durchaus streiten, ob einige Passagen in der Phänomenologie der Gefühle von Lersch nicht schon jenseits der Wissenschaft und manche der ambitionierten psychologischen Analysen von *Proust* diesseits der Literatur angesiedelt sind.

Wie auch immer, wir sind hier auf Felsen geraten, deren Kultivierung für den Hausgebrauch nicht immer realisierbar ist; denn zwar lässt sich das Handwerk bis zu einem gewissen Grade lernen, die Kunst aber ist nicht jedem gegeben. Dennoch bin ich persönlich davon überzeugt, dass sich auch hier die richtigen Wörter schon finden lassen. Es gibt sie immer, wie uns *Sartre* versichert hat. Es ist nur eine Frage des Talents, sie zu finden und in die angemessene Anordnung zu bringen; und ich will nicht ausschliessen, dass es in einigen Fällen gar eine Frage des Genies sein mag, dieses aber ist nicht einklagbar. ♦

.....

*Ausführlich über die genannten Autoren und Theorien informiert der instruktive Aufsatz von Julius Kuhl, der auch einen Nachweis der im vorliegenden Essay zitierten Literatur enthält.
Julius Kuhl: «Emotion, Kognition und Motivation. I. Auf dem Wege zu einer systemtheoretischen Betrachtung der Emotionsgenese». Sprache & Kognition, 1983, 2, 1-27.*

Walter Kopp

LUDWIG WITTGENSTEINS LETZTE SCHRIFTEN

*Über die Philosophie der Psychologie (1949–1951).
Das Innere und das Äussere*

Ende 1993 sind die letzten Schriften Wittgensteins zur Philosophie der Psychologie erschienen¹ – Gedanken, die Wittgenstein kurz vor seinem Tode, im April 1951, aufgeschrieben hat. Im folgenden Essay werden die dort erörterten Probleme in den Zusammenhang des Wittgensteinschen Denkens mit der Psychologie gebracht.

Wittgenstein ist in den letzten Jahren zu einer Art Kultfigur für Architekten, Sprachwissenschaftler, Mathematiker und Philosophen geworden. Das höchste Ziel der Philosophen besteht in der Gründung einer neuen Denkrichtung. Wittgenstein hat dieses Ziel überboten und gleich zwei Denkrichtungen die entscheidenden Impulse verliehen und die zweite mit den Insignien der radikalen Kritik der ersten versehen.

Dies alles, obwohl sein Frühwerk, der Tractatus logico-philosophicus eine Irrfahrt sondergleichen antreten musste, ehe er zur Publikation gelangte und Wittgenstein lediglich ein Wörterbuch für Volkschulen und den Aufsatz «Some Remarks on logical Form» publiziert hat. Ange-sichts dieser doppelt epochalen Leistung, übernimmt man leicht den etwas verklärten Blick des logischen Grossmeisters Bertrand Russell: «Ganz zu Anfang war ich im Zweifel, ob ich ein Genie oder einen Narren vor mir hatte. Doch sehr bald entschied ich mich für das erstere.»²

Philosophie als Therapie

Als (zu) späte Ent-Schuldigung für die weitgehend ignorante Haltung zu Lebzeiten, legt der Springer-Verlag in Etappen die sogenannte Wiener-Ausgabe auf. Vorgesehen sind zunächst 15 Textbände, die das nachgelassene Werk von 1929 bis 1933 enthalten, sowie 6 Registerbände mit thematischen Querverweisen. Zusätzlich wird eine Fortsetzung der Werkausgabe in Aussicht gestellt.

Im suchenden Drängen Wittgensteins, philosophische Probleme anzugehen, zeigt sich die Widerlegung der eigenen Diktion, das nimmersatte Fragen, einem erlösenden Ende zuführen zu können: «Wie Sie wissen, habe ich behauptet, ich könne das Philosophieren abbrechen, wann ich will. Das ist eine Lüge! Ich kann es nicht!»³ Wittgenstein, insbesondere der späte, betrachtet die Philosophie als Therapie. Therapiert wird mit den Mitteln der Analogiebildung bzw. der Skandierung. Dabei geht es ihm um eine sensible Dialektik: «Mir scheint, Hegel will immer sagen, dass Dinge, die verschieden aussehen, in Wirklichkeit gleich sind, während es mir um den Nachweis geht, dass Dinge, die gleich aussehen, in Wirklichkeit verschieden sind.» (Porträts, S. 217)

Weshalb aber interessierte sich Wittgenstein für die Psychologie, ebenso für die Psychoanalyse, die er beide im Grunde genommen ablehnte. Einerseits bewunderte er Freud seiner bahnbrechenden Beobachtungen und Einsichten wegen, andererseits hielt er den Einfluss der Psychoanalyse in Europa und Amerika für schädlich. Um von Freud zu lernen, müsse man kritisch sein, was die Psychoanalyse im allgemeinen verhindere. Unrichtig fand er auch das Kausaldenken Freuds, während für ihn die Tatsache wichtig blieb, dass es Gesetze des Psychischen nicht gibt. Was Wittgenstein über die fragwürdige erkenntnistheoretische Begründung der wissenschaftlichen Psychologie im Jahre 1942 sagte, hat im wesentlichen noch heute seine Gültigkeit. Die Psychologie werde mit dem Ideal der Naturwissenschaften, insbesondere der

1 Ludwig Wittgenstein: «Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie (1949–1951)». *Das Innere und das Äussere*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.

2 William W. Bartley: «Wittgenstein, ein Leben», Hanser, München 1993. (Klappen-text)

3 Ludwig Wittgenstein: «Porträts und Gespräche». Herausgegeben von Rush Rhees. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1987.

Physik verglichen. In der Psychologie herrsche eine völlig andere Art der «Metrik», des Messens vor. Heute würden wir von Konstanz der Bedingungen, von Reduktionismus und von fragwürdiger Operationalisierbarkeit sprechen. Die sechs Jahre (1920–1926), in denen er Volksschullehrer in einem abgelegenen Dorf Niederösterreichs war, beeinflussten seine zweite Denkrichtung nachhaltig. Es war vor allem die Schulreformbewegung und die Gestaltpsychologie, insbesondere eine kritische Variante davon, die Kinder-Psychologie Karl Bühlers (1879–1963), die in den extensiven psychologischen Passagen der «Philosophischen Untersuchungen» ohne speziellen Vermerk eingeflossen sind.

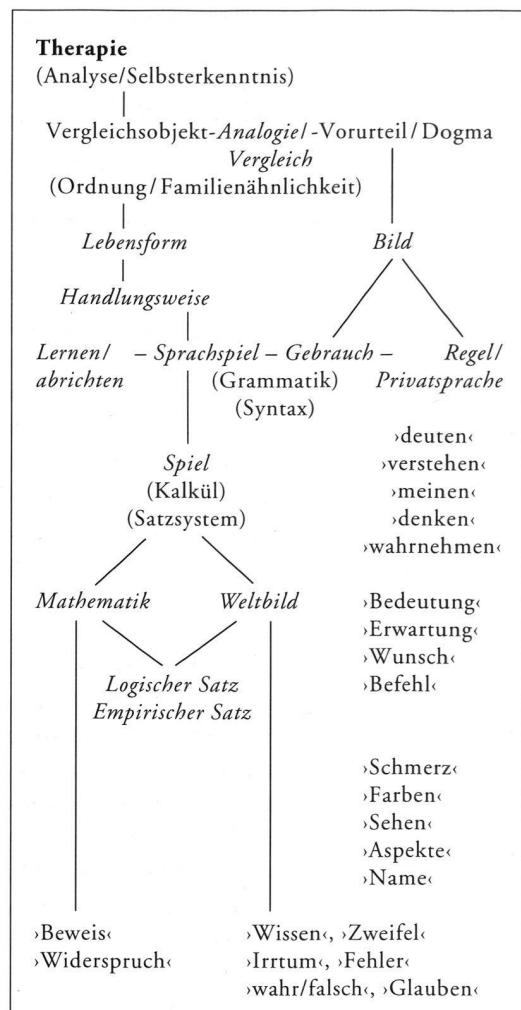
Wittgensteins Methode ist nicht erklärend, sondern beschreibend. Der Bezug oder Ort des Geschehens ist dabei das Sprachspiel. Das Sprachspiel ist weiter zu fassen als Sprache, als gesprochenen Sprache, viel eher als Ausdruck einer Lebensform was Handlung und Sprechen verknüpft. Im Sprachspiel lernt das Kind den Gebrauch der Wörter, was eine öffentliche Angelegenheit ist, die wohl im berühmtesten Satz der Spätphilosophie Wittgensteins ihren besten Ausdruck findet: «Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.»

In jedem Spiel lassen sich logische Sätze und Sätze der Erfahrung (empirische Sätze) unterscheiden. *Buchheister* und *Steuer* schlagen in ihrem Wittgensteinbuch⁴ das nebenstehende prägnante Schema als Gerüst vor.

Über Empfindungen reden

Die «Philosophischen Untersuchungen» als das zentrale Spätwerk, enthalten in ihrem zweiten Teil Elemente zur Philosophie der Psychologie, bei denen Wittgenstein auch den Begriff «Phänomenologie» (Porträts, S. 166) erwogen hatte, ohne allerdings auf den Begründer dieser Denkrichtung, Edmund Husserl, zu rekurrieren. Der zweite Teil der Philosophischen Untersuchungen kann als Vorgeschmack der Philosophie der Psychologie betrachtet werden, wobei von den Herausgebern nicht transparent gemacht wurde, was noch folgen würde. Dies gilt allerdings für die gesamte Herausgabepraxis. Die vorliegenden acht Bände der Suhrkamp-Werkausgabe⁵ wirken wie

Schema nach Buchheister/Steuer
Die philosophische Therapie nach Wittgenstein arbeitet mit dem Mittel der Analogiebildung. Im Sprachspiel, neben dem Begriff «einer Regel folgen», der zentralste Begriffe der Wittgensteinschen späteren Philosophie, sind Handlung und Sprache immer schon miteinander verwoben. Sowohl Mathe-matik wie Weltbild sind aus Sprachspielen zusammengesetzt. Mit dem «Bild» betont Wittgenstein das falsche Bild, das wir uns machen, wenn wir die inneren «Vorgänge» analog zu den äußeren (physikalischen) «Gegenständen» sehen wollen. Im Sprachspiel ist dieser Gegensatz von Psychologie und Physik wieder aufgehoben.



4 Kai Buchheister / Daniel Steuer: «Realien zur Philosophie», Sammlung Metzler, Bd. 267, Stuttgart 1992.

5 Ludwig Wittgenstein: Werkausgabe Bd. 7, «Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie». Suhrkamp, Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main 1984.

6 Ludwig Wittgenstein: «Philosophische Untersuchungen» (Werkausgabe Bd. 1), Suhrkamp, Frankfurt/M. 1984.

eine behelfsmässig und unsystematisch zusammengetragene Blättersammlung. Nur ein Beispiel: Band 8 der Schriften (gebunden), enthält die Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie (1982) und Band 7 der Werkausgabe (Suhrkamp-Taschenbuch, 1984) enthält sowohl die Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie, als auch den ersten Teil der letzten Schriften über die Philosophie der Psychologie. Der nun vorliegende zweite Band der letzten Schriften über die Philosophie der Psychologie (gebunden) zeigt, wie durch diese Herausgabepraxis der Zugang um einiges mehr erschwert wird, als dies ohnehin schon der Fall ist. Das macht eine Rekonstruktion (da auch Daten vielfach fehlen) beinahe unmöglich, geschweige denn eine Deutung. Was Wittgenstein selbst als Definition angab: Ein philosophisches Problem hat die Form: «Ich kenne mich nicht aus»⁶, wird hier von der Not zur Tugend erhoben.

Die zentralen Fragen, über die Grundlagen der Psychologie, die Wittgenstein in

seinen letzten Lebensjahren beschäftigten, kreisen um die Themen «Innen» und «Aussen», «der Andere» und die «Evidenz des Seelischen». Wittgenstein wendet sich mit einer unübertroffenen Akribie, gegen die Auffassung, dass die Rede über Empfindungen ein ähnlicher Vorgang ist, wie die Rede über materielle Gegenstände. Das Problem liegt aber im graduellen Übergang. Die Implikationen sind klar: Bei einer Übertreibung dieser Vorgänge, wären die Empfindungen eines jeden Menschen für den anderen unerreichbar, und deshalb wäre dieser Teil unserer Sprache unlehrbar, oder es bestünde eine eigene Sprache eines Menschen, eine sogenannte Privatsprache. Wittgenstein hat schon seinen Schülern in Trattenbach das folgende Experiment erzählt: Zwei kleine Kinder, die noch nicht sprechen gelernt hatten, sperrte man mit einer stummen Frau zusammen. Man wollte herausfinden, ob sie eine primitive Sprache lernen oder selber eine Sprache erfinden würden. Das Experiment sei gescheitert. (Bartley, S. 132)

Der Zusammenhang der Sprache über Empfindungen mit derjenigen über materielle Gegenstände ist unbestritten. Ja, es ist dies auch Voraussetzung, dass sie lehrbar ist. Hingegen entspricht dies nicht einer Gleichsetzung. Bei einer Theorie der Sinnesdaten, bei der ich selber in der Abgeschlossenheit die Zuordnung Empfindung-Ausdruck vornehme, kann ich niemals *wissen*, welche Empfindungen ein anderer hat. Üblicherweise sprechen wir von Analogie. Wittgenstein lehnt sie jedoch in diesem Fall ab: Schmerz-Empfindung, Schmerz-materieller Gegenstand; dieselbe Lehrverknüpfung könnte auf verschiedene subjektive Empfindungen hinweisen.

Omnipotenz des Äusseren

1950, ein Jahr vor seinem Tode, beschäftigt sich Wittgenstein mit der erkenntnistheoretischen Frage des Innen und Aussen in der Psychologie, den Evidenzelebnissen im Psychischen, dem Anderen, dem Seelischen und dem schon andernorts behandelten Thema Schmerz. Er zeigt auf, dass es «innere» und «äussere» Begriffe gibt. Folgende Gedankenkreise verdeutlichen das Ringen um die treffendste Beschreibung.



Ludwig Wittgenstein
1889–1951

.....

*Unrichtig fand
Wittgenstein
auch das Kausal-
denken Freuds,
während für ihn
die Tatsache
wichtig blieb,
dass es Gesetze
des Psychischen
nicht gibt.*

.....

«Was ich sagen will, ist doch, dass das Innere sich von Äusserem durch seine Logik unterscheidet. Und dass allerdings die Logik den Ausdruck ‹das Innere› erklärt, ihn begreiflich macht.» (Letzte Schriften, S. 87)

Es stellt sich die Frage nach dem WIE? Das Sprachspiel ist immer etwas Äusseres, also müsste man meinen, dass das Äussere das Innere enthält. Die Omnipotenz des Äusseren ist jedenfalls unbestritten:

«Natürlich sehe ich eigentlich nur das Äussere. Aber rede ich nicht wirklich nur von Äusserem? Ich sage z. B., unter welchen Umständen Menschen dieses oder jenes sagen, und ich meine doch immer äussere Umstände. Es ist also, als ob ich das Innere durchs Äussere erklären (quasi definieren) wollte. Und doch ist es nicht so.» (S. 87)

Als Lösung bietet sich für Wittgenstein an: Inneres ist mit Äusserem logisch und erfahrungsbedingt verbunden. Die Relation ist folglich sowohl empirisch als auch logisch.

Nun gilt es aber beim Stellenwert, den Wittgenstein der Intersubjektivität einräumt, beim *Andern* das Seelische zu erfahren, trotz dem Argument, das Wittgenstein dem common sense entgegenhielt:

«Das Kennzeichnende des Seelischen scheint zu sein, dass man es im Andern nach Äusserem erraten muss und nur von sich her kennt.» (S. 86)

Wittgenstein opponiert gegen diese Alternative. Innere und äussere Zustände gehören zum Menschen. Wenn wir umgekehrt fragen, wie ein Leib handeln müsste, dass man nicht geneigt wäre, von innen und aussen zu sprechen, meint er: «immer wieder denke ich das: ‹maschinenhaft›». (S. 91)

Wittgenstein geht nun von der umgekehrten Seite an das Problem heran: Er setzt die Seele(!) voraus und folgert, jemand müsse aufgrund dessen (dieser Entität), zu Schmerzen und Freude, Kummer, usw. fähig sein. Dies mutet in der Tat so an, als möchte Wittgenstein zu einem Ende des Fragens kommen.

Ein paar Atemzüge später, nachdem Wittgenstein als Bedingung für die Erinnerung und für die Entscheidungen den sprachlichen Ausdruck (und nicht etwa Gedanken) erwähnt, gelangt er zum verblüffenden Schluss des Primats des Anderen:

«Es ist nicht so, als hätte ich in mir direkte Evidenz, er für mein Seelisches aber

indirekte. Sondern er hat dafür Evidenz, ich (aber) nicht.» (S. 92)

Beim ersten Lesen kommt der Verdacht des naiven Empirismus auf, für den nur das Verhalten zählt, der sich also für die Evidenz des Äusseren entschieden hat. Wittgenstein nimmt diese (vermeintliche) Nähe zum Behaviorismus sofort zurück und greift auf das Evidenzerlebnis zu, dem Ausdruck der Unsicherheit par excellence.

«Nicht das Verhältnis von Innerem zum Äusseren erklärt die Unsicherheit der Evidenz, sondern umgekehrt ist dies Verhältnis nur eine bildhafte Darstellung dieser Unsicherheit.» (S. 93)

Das Subjekt und sein Körper

Wenn die Evidenz im Äusseren stärker gewichtet wird, hat Wittgenstein tatsächlich recht. Ausserdem bleibt die Sprache dieselbe. Psychologisch würde die Distanz zum Problem des Anderen als Erhöhung der Sicherheit von Aussagen genannt werden können, die eigene Wahrnehmung über sich selber wäre somit tatsächlich trübler, verzerrter. Es sei hier etwa an die bekannte Rede von den eigenen «blinden» Flecken erinnert. Woraus zieht Wittgenstein diese Konsequenz und bleibt er sich selber treu?

Seit den dreissiger Jahren beschäftigte sich Wittgenstein mit der verwirrenden Asymmetrie zwischen Äusserungen in der «ersten» und der «dritten» Person. Wenn ich über eine andere Person spreche, ist eine Widerlegung meines Urteils über ihren Zustand durchaus möglich. Sage ich von mir selber, ich habe Zahnschmerzen, kann ich mich weder irren, noch kann ich recht haben, ich spreche ja über mich selber. Sowohl der Irrtum, der Zweifel als auch «ich kann mich nicht irren», sind Ausdruck der logischen Unmöglichkeit. Folglich ist im eigenen Fall das Evidenzerlebnis ausgeschlossen. Es gehört aber zu den Sprachspielen über innere Zustände und über Drittpersonen zu sprechen, dass ich mich irren kann, dass ich es aber auch wissen kann. «Ich weiss, dass ich Schmerzen habe», ist falsch. «Ich habe Schmerzen» dagegen ist richtig. «Ich weiss, dass er Schmerzen hat» hingegen kann in zahlreichen sprachlichen Äusserungen den Kriterien für diesen Zustand genügen. Auf etwas anderem Hintergrund nimmt der

sich an der Philosophie orientierende französische Freud-Rekonstrukteur, *Jacques Lacan* eine ähnliche Haltung ein, die etwa so wiedergegeben werden kann: Das Subjekt bewohnt zwar seinen eigenen Körper, es sieht ihn jedoch nicht so wie denjenigen des andern, es kann dem eigenen Körper gegenüber deshalb fremder sein als dem Körper des andern. Ebenso passiert es uns, dass wir erst durch eine andere Person eigene Gedanken produzieren, vielleicht sogar erst, wenn wir genügend lange der anderen widersprochen haben. Zwar besteht im Lieben-wollen der Wunsch nach Symbiose, doch gleichzeitig wird die Differenz, der Unterschied notwendig, um eine Antwort auf sich zu erhalten.

Im letzten Manuskript, das Wittgenstein zwei Wochen vor seinem Tode im April 1951 verfasst hat, nimmt er die Radikalität seiner früheren Aussagen zurück:

«Ist die Unmöglichkeit zu wissen, was im Anderen vorgeht, eine physische oder eine logische? Und wenn beides, – wie hängen die beiden zusammen?» (S. 125) und dann noch einmal: *«Aber es ist natürlich nicht wahr, dass wir der seelischen Vorgänge im Andern nie sicher sind. Wir sind es in unzähligen Fällen»* (15. April 1951, S. 126). Und leicht könnte es sein, dass damit uns nur nahegelegt wird, was Wittgenstein einem seiner Freunde gegenüber äusserte:

«Beim Philosophieren dagegen muss man bereit sein, die Richtung, in der man sich bewegt, ständig zu ändern. An irgendeinem Punkt sehen Sie, dass die ganze Art und Weise, in der Sie das Problem angepackt haben, irgendwie verfehlt ist. Sie müssen imstande sein, die zentralen Begriffe aufzugeben, die Sie allem Anschein nach beibehalten mussten, um überhaupt denken zu können. Da heisst es: Geh zurück und fang von vorn an.» ♦

SPLITTER

Das Verhältnis von Symphonie und Tanz mag man so bestimmen: wenn der Tanz an die leibhafte Bewegung von Menschen appelliert, so ist die Symphonie die Musik, welche selber zum Leib wird.

AUS THEODOR W. ADORNO: *«Beethoven. Philosophie der Musik»*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993, S. 170

Elsbeth Pulver

«DAS GESPRÄCH KOMMT, ARTIKULIERT SICH, UND DER WIND TRÄGT ES WEG...»

Zu den «Amrainer Gesprächen» zwischen Gerhard Meier und Werner Morlang

Äusserungen über sein Leben, sein Werk, über Gott und die Welt – anders, als Morlang sie ihm abgewann, im Gespräch nämlich, sind sie bei Meier nicht zu haben. Meier ist, wenn man das so sagen darf, ein Enthusiast des gesprochenen Wortes.

Zwei Hauptfiguren im Werk Gerhard Meiers – der «Mann auf Zimmer 212» im «Besuch» und Kaspar Baur, der allgegenwärtige Erinnerer in «Baur und Bindschädler» – werden als verhinderte Dichter vorgestellt. Nicht etwa als Möchtegern-Schriftsteller. Vielleicht sind sie, die ihre Werke dem Wind diktieren und das erst noch als die anständigste Art des Schreibens bezeichnen, die eigentlichen Dichter und also dem Höchsten der Poeten – und das wäre Gott – näher als die anderen, die sich über das Papier ducken. Vor allem Baur, dieser ursprüngliche und kindliche Mensch, tritt uns als genuiner Poet entgegen; seine Red-Seligkeit erschafft eine Welt. Red-Seligkeit! Es fällt auf, dass die beiden Schreibgehemmten desto leidenschaftlichere Redner sind; ihnen geht der Mund über, auch dann noch, wenn sie, wie der «sanfte Irre» im «Besuch», keinen Zuhörer haben. Baur freilich hat einen solchen gefunden – einen Zuhörer, wie man ihn sich nur erträumen kann: einen Gleichgestimmten, der alles aufnimmt und bewahrt, und der obendrein aus dem verwehenden Gerede ein Buch macht.

Das Reden: Es gehört für Gerhard Meier zu den «Ur angelegenheiten» des Lebens, wie das Essen, Gehen, das Atmen. Und erst das Gespräch! Beinahe euphorisch kann er da werden: «*Rede und Gegenrede helfen der Sprache, die Sprache liebt Partner. Diese Sprachwesen steigern sich gegenseitig, animieren sich gegenseitig, und zuletzt kommt etwas heraus, was vor dem einsamen Schreibtisch, vor dem leeren Papier nicht ge-*

schehen könnte. Texte, die diesen Sprachfluss fühlen lassen, machen glücklich, wenn es nach Papier riecht, schon weniger.»

Da sind wir im Kern von Meiers Poetologie, die nicht zu begreifen ist ohne die geheimnisvoll-simple Chiffre des Dichters ohne Werk, des Wind-Schreibers, Wind-Redners, und nicht ohne seine Hommage an die Mündlichkeit der Sprache. Es gebe mit Grund den Ausdruck «Sprachkunstwerk», aber nicht «Schreib-Kunstwerk», sagt er einmal. Literatur wie Sprache haben bei ihm nicht nur mit dem fertigen Werk zu tun, nicht nur mit Buchstaben, sondern mit Klängen; und durch sein Schreiben, auch wenn es sich in Büchern materialisiert, weht häufig der Wind.

Ein Umkreisen der inneren und äusseren Welt

Das ist zu bedenken, wenn nun ein Buch vorgestellt werden soll, das unter dem Titel «Das dunkle Fest des Lebens. Amrainer Gespräche» eine neunteilige Folge von Gesprächen präsentiert, die Werner Morlang (bekannt vor allem als hervorragender Walser-Forscher) während eines Jahres mit Gerhard Meier geführt hat. Eine leise Anwandlung der Skepsis (wird in diesem gewichtigen Band – 500 Seiten – nicht etwas materialisiert, was sich ohne Verlust nicht materialisieren lässt: eben das Einmalige, gerade deshalb Kostbare des Gesprächs?) – und dann nachhaltige Zufriedenheit: Das Buch ist dennoch ein Glücksfall. So wie es immer ein Glücksfall ist, wenn eine Sache oder ein Autor eine adäquate Form gefun-

Gerhard Meier, Werner Morlang: «Das dunkle Fest des Lebens. Amrainer Gespräche». Bruckner und Thünker, Basel und Köln 1995.

den hat. Zu der gehört in diesem Fall auch die bewundernswert schöne Gestaltung durch den Verlag. Von Gerhard Meier ist keine geschriebene Autobiographie zu erwarten, kein «*Mein Leben in meiner Zeit*»; auch keine Essaysammlung, kein Aphorismenbuch. Äusserungen über sein Leben, sein Werk, über Gott und die Welt – anders, als Morlang sie ihm abgewann, im Gespräch nämlich, sind sie bei Meier nicht zu haben. Das heisst nun nicht, dass er uns im Buch als ein eloquenter Mensch oder ein brillanter Redner entgegenträte; die Sache ist geheimnisvoller, intimer. Meier ist, wenn man das so sagen darf, ein Enthusiast des gesprochenen Wortes. Nicht dem Verfertigen der Gedanken im Reden huldigt er; da findet eher ein geduldiges, hartnäckiges Umkreisen der inneren und äusseren Welt statt, und manchmal fliegen dabei die Sätze nur so davon. Wer Ohren hat zu hören, wird dabei auch einige «*Unausgesprochenheiten*» mitbekommen und sich erneut bewusst werden, was für eine Bedeutung das Schweigen, das Nichtberühren gerade der wichtigsten Dinge bei diesem Dichter behält, auch wenn er redet: gerade was menschliche Beziehungen und, dies vor allem, was das Entstehen des Werkes angeht. Immer wieder betont der Autor, der doch so offensichtlich um redliche Antworten bemüht ist, er habe nicht nach einem bewussten Plan und Programm gearbeitet, und es gebe im Arbeitsprozess Vorgänge, die nicht «*ausgeleuchtet*» werden dürfen. Auch die Religion ist übrigens für ihn etwas, wo «*die Intimität mitspielt*». In typisch Meierscher Verkürzung heisst das: «*Religion darf nicht Strip tease machen.*»

Dem Stadtwind diktiert

In neun Abschnitten führen die Gespräche durch das Leben und das Werk; jede Sequenz (reale Gesprächszeit rund zweieinhalb Stunden, was im Buch Kapitel von rund 50 Seiten ergibt) hat, nach einem der Biographie gewidmeten Teil, einen bestimmten Werkabschnitt zum Thema. Dabei galt die Spielregel, dass beide Partner den zur Debatte stehenden Werkteil neu gelesen hatten. Was für den Initiator des Buches, den Befrager, selbstverständlich sein muss, ist es nicht für den Autor. Es gibt wohl nicht viele Kollegen Meiers, die

.....

*Es gibt wohl
nicht viele,
die sich so
streng auf ein
Wiederlesen
ihres Werkes
einlassen würden
wie Meier.*

.....

sich so streng auf ein Wiederlesen ihres Werkes einlassen würden wie er. Voraussetzung dafür ist freilich, dass da ein Werk vorliegt, das im Zusammenhang zu lesen möglich und sinnvoll ist. Wir kommen hier dem paradoxen Sachverhalt auf den Sprung, dass dieser Liebhaber des Verwehenden, der auch von sich selber sagt, dass er seine besten Texte vielleicht dem Stadtwind diktiert habe, dass ausgerechnet er – wie kaum ein anderer Schweizer Autor der Gegenwart – ein zwar schmales, aber kohärentes, ja geschlossenes Gesamtwerk vorweisen kann, ein in dreissig Jahren gewachsenes Œuvre, bei dem die innere Zusammengehörigkeit des zeitlich und gattungsmässig weit Auseinanderliegenden immer wieder beeindruckt.

Berühmt geworden ist Meier allerdings erst mit der dieses Werk abrundenden Tetralogie «Baur und Bindschädler». Viele sind erst bei der «Toteninsel» ernsthaft in die Meier-Lektüre eingestiegen, für sie gilt die Tetralogie als Zentrum und Inbegriff des Werkes, um dessentwillen das Frühere vernachlässigt werden darf. Die Zeit scheint gekommen, dieses Bild endlich zu korrigieren; Das Gesprächsbuch Meier / Morlang könnte dazu einiges beitragen und in der Meier-Rezeption eine dringend fällige Änderung und Vertiefung bringen. Das ist übrigens nicht selbstverständlich. Denn auch Morlang ist erst mit der «Toteninsel» von 1979 zum Meier-Leser und -Liebhaber geworden (dieser Spaziergang durch Olten musste den gebürtigen Oltener besonders faszinieren!). Dass er das erst im nachhinein zur Kenntnis genommene Frühwerk des Autors bald in seinem Wert erkannte und in der Konzeption seines Buches nicht als blosse Vorstufe behandelte, ist ihm hoch anzurechnen. Ich zähle die ersten Kapitel (meisterhaft dasjenige über die Lyrik!) zu den stärksten des Buches; der Rückblick des Autors auf die ersten Schaffensjahre vermittelt immer noch etwas von der Frische des Anfangs. Und die naturgemäß knappen Hinweise Morlangs auf die zum Teil sensationell kühnen Kurzprosatexte von «*Es regnet in meinem Dorf*», 1971, dürften zu deren Verständnis Entscheidendes beitragen.

Die letzten, der Tetralogie gewidmeten Teile führen dann in einem wahren Crescendo ins Umfassende. Dass gerade hier Redundanz und Wiederholung gross sind,

ist begreiflich; ein paar zusätzliche Streichungen hätten dem Werk gut getan. Das ursprüngliche Tonband-Transkript wurde ohnehin um rund einen Fünftel gekürzt. Und dass die letzte Frage, diejenige nach den vertrautesten und wichtigsten Kollegen, ganz ins herkömmlich Literarische und fast ein wenig Elitäre lenkt, weit weg von den luftigen Windschreibern, erscheint mir schade. Aber das sind Ermessensfragen und Beiläufigkeiten. Und was die Wiederholungen angeht: Ganz durften sie nicht eliminiert werden, gehören sie doch zur kreisenden Denkbewegung, welche die Antworten Meiers immer wieder annehmen und die sie vordergründig oft weit von den gestellten Fragen wegführen.

Das Entlegene verbinden

Dass Meier sich – der Darstellung Morlangs zufolge – ohne jedes Zögern auf das skizzierte Gesprächsvorhaben eingelassen hat, überrascht sekundenlang, bedenkt man die legendäre Scheu des Autors, der nun seit Jahren Lesungen verweigert. Offensichtlich *wollte* Meier etwas sagen – um diese altmodische, aber hier richtige Wendung zu brauchen –, und wie das Buch zeigt, *hatte* er auch etwas zu sagen. Nicht etwas anderes als bisher, aber auf andere, weniger indirekte, um nicht zu sagen handfestere Art.

Den Inhalt dieser Gespräche in ein paar Sätzen zu resümieren –, wer wollte das auch nur versuchen! Ist es das Credo eines Konservativen, der nicht nur den Herolden utopischer Gesellschaftsentwürfe misstraut, sondern den Anwälten der Veränderung überhaupt; der das Erdulden der Auflehnung vorzieht, die Macher ablehnt, aber umgekehrt auch jene, die den Machern das Handwerk legen möchten; der die Schwachheit liebt, die Müdigkeit – und doch ein Leben der Pflichterfüllung gelebt hat, das in dieser Härte manchem unerträglich wäre? Ist es die Philosophie

.....

Hat die
Unfähigkeit zur
munteren Bos-
haftigkeit mit
der so schwer
zu erklärenden
Poesie des
Werkes zu tun?

.....

eines Poeten, dessen Schaffensprinzip war, «*Vorgefundenes neu zusammenzusetzen*», und der auch im Gespräch das Gegensätzliche und Entlegene verbindet? «*Ganzheitlich*» ist für ihn kein Klischeewort. Das Entlegene verbinden: nicht nur das Kleine mit dem Grossen, das Dorf mit der Welt – das ist inzwischen so bekannt, dass mit diesen Begriffen frei und beliebig gespielt werden kann –, sondern auch, in diesem Zusammenhang interessanter, die Moral mit der Ästhetik, die Kunst, die doch für den Autor mit Künstlichkeit zu tun hat, mit dem Leben («*Wenn ich das Ästhetische losgelöst vorfinde, dann ekelt es mich, weiss du. Die Sache ist verfilzt, und sie soll auch verfilzt umgesetzt, offeriert und weitergegeben werden.*»).

Da findet eine geduldige und nachdenkliche Betrachtung, ja eigentlich eine «*Anschauung*» der Welt statt. Wäre das Wort «*Weltanschauung*» nur nicht so auf den Hund gekommen! Oder auch eine Welt-Begehung, immer konkret und bildhaft, sinnlich und geistig zugleich. Und was ist deren Innerstes, der Grundimpuls, die Seele, das Zauberwort, das die seltsame Anziehung erklärt, die der Autor auch in diesem Gesprächsbuch ausübt? Ist es seine immer wiederholte, betonte Ablehnung aller Menschenverachtung, des Verächtlichmachens der Menschen. (*Das habe ich nie begriffen, dass man sich lustig machen kann über eine Kaste oder über einzelne Individuen, dass man sich überheben kann?*) Und hat diese Unfähigkeit zur munteren Boshaftigkeit, die gerade heute viel geübt und beklatst wird (beklatst übrigens gerade von jenen, die verlacht werden), hat sie vielleicht mit der so schwer zu beschreibenden, der schlechterdings nicht zu erklärenden Poesie des Werkes zu tun?

«*Vor der Überheblichkeit hat mich eine gewisse vegetative Liebe bewahrt, die Liebe zur Schwalbe, zum Massliebchen, zum Menschen...*» Ein bedenkenswerter Satz, der schönste des Buches, vielleicht. ♦

«WER EUROPA SAGT...»

*Essays und Ehrungen
von und für François Bondy*

Lieber François

Eine Besprechung dieser schönen Festschrift zu Deinen Ehren, zugleich ein Band in der Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, scheint mir in unserem Fall und an dieser Stelle nicht recht angebracht¹. In den fünfzehn Jahren, während welchen wir zusammen die «Schweizer Monatshefte» machten (die in den Nachweisen zu Deinen hier wieder abgedruckten Essays zweimal richtig und einmal ärgerlicherweise falsch zitiert sind), hat sich zwischen uns eine Redaktionssymbiose entwickelt, die alle Grenzen zwischen den Ressorts durchlässig machte und glatt vergessen liess. Es waren für mich die schönsten Jahre an der Zeitschrift, angenehm durch Deine Kollegialität und Freundschaft, lehrreich durch Deine Erfahrung, Deine unaufdringliche und doch unerschöpfliche Belesenheit. Daran erinnern mich jetzt auch die Beiträge zum Thema Europa, die den Hauptteil des Buches ausmachen, Aufsätze von Deiner Hand, in denen Deine einzigartige Gabe Ausdruck findet, Verbindungen zu schaffen zwischen Sprachräumen und Kulturen, das Gemeinsame und das Gemeinschaftshemmende zu erkennen und Deine Leser und Gesprächspartner mit den Visionen eines «Viertraumlandes Mittel-europa» zu konfrontieren, jenem zentralen Raum, von dem Du ausgegangen bist. Alles, was Du für die «Schweizer Monatshefte» geschrieben hast, ja Dein gesamtes publizistisches Œuvre, von dem die Bibliographie im Anhang einen Begriff gibt, steht unter dem Zeichen der Verständigung und des Austauschs. Dass Dir dabei wie keinem anderen Personenkenntnis und erfahrene Zeitgenossenschaft wie selbstverständlich zur Verfügung stehen, davon zeugen nur schon die paar Proben Deiner Essayistik, die der Herausgeber *Iso Camartin* hier gesammelt hat. Ich reihe mich ein in die Schar der verehrenden Gratulanten, die mit ihren sehr persönlich gehaltenen Briefen den kleinen Band beschliessen. Es war ein Glückfall für mich, fünfzehn Jahre lang mit Dir zusammen diese Zeitschrift zu machen.

Dein dankbarer Anton Krättli. ♦

1 Wer Europa sagt...
*Essays und Ehrungen
von und für François
Bondy. Hrsg. von Iso
Camartin. Band 13 der
Schriftenreihe der Darm-
städter Akademie für
Sprache und Dichtung.
Carl Hanser Verlag,
München, Wien 1995.*

Fruttero & Lucentini:
«Der rätselhafte Sinn
des Lebens». Ein philo-
sophischer Roman.
Piper Verlag, München
und Zürich 1995.

BUCHTIP

Der rätselhafte Sinn des Lebens

Die Verfasser dieses «philosophischen Romans», *Carlo Fruttero* und *Franco Lucentini*, treten immer als Firma auf. Buchumschlüsse und Titelblätter ihrer Werke, die sie gemeinsam verfassen, tragen folgerichtig als Autorenangabe das Firmenschild *Fruttero & Lucentini*. Im vorliegenden satirischen Kurzroman, dessen italienisches Original schon 1975 erschien, sind die zwei Turiner Journalisten und Lektoren sogar eine Romanfigur. Seltsamerweise kann man den einen nicht vom andern unterscheiden. Wie eineiige Zwillinge gehen sie durch eine Handlung, die sie nach Griechenland, zuerst nach Mykene und dann zum Orakel von Delphi führt. Denn ihr Auftrag ist es, den Sinn des Lebens zu finden und darüber zu schreiben. Nicht einmal die Frage, welcher von den beiden dem andern die Aufgabe vorgeschlagen habe, wird deutlich. «Stell dir bloss vor», sagten wir uns, «Der Sinn des Lebens von Fruttero & Lucentini!» Es trifft sich, dass Indro Montanelli. Chefredaktor einer neuen Mailänder Tageszeitung, die von Amintore Fanfani und Eugenio Cefis finanziert wird, die beiden Journalisten als Reporter nach Griechenland schickt. Sie erklären sich einverstanden, machen aber den Gegen-vorschlag, sie wollten von dort einen Fortsetzungsroman abliefern mit dem Titel «Der rätselhafte Sinn des Lebens». Cefis und Fanfani, Montanelli, – es sind Namen, bei denen einen Betrachter der aktuellen italienischen Politszene Nostalgie befallen könnte. Es könnte sein, dass das kleine Werk zur Zeit seines Erscheinens in Italien selbst vor allem durch die Anspielungen auf Politik und Geschäft, auf Aktualitäten und Prominenzen gewirkt hat. Wenn es der Piper-Verlag erst jetzt (in der Übersetzung von *Dora Winkler*) in deutscher Sprache herausbringt, kann er auf diesen besonderen Reiz des kleinen Werks nicht zählen. Es bleibt das Spiel mit philosophischen Lösungsansätzen, den Sinn des Lebens betreffend, das Spiel auch mit Mystifikationen und Spionen, es bleiben die Seitenhiebe auf geldgierige Reiseunternehmer, die ihre Kunden durch Hellas treiben und ihnen bei jeder Gelegenheit Extras abknöpfen.